

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 27 (1925)
Heft: 11-12

Artikel: Von meinem Lebenswerk
Autor: Gauchat, Louis
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-748692>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

VON MEINEM LEBENSWERK

Der Titel ist zu weit und zu eng. Denn es können vier Menschen von demselben Lebenswerke reden, und für alle ist es ein Überlebenswerk, das sie um vieles überdauern wird. Wie ich davon erfaßt wurde? Heinrich Morf, der mir viel mehr als Lehrer war, schickte mich als Studentlein ins freiburgische Dorf Dompierre, mit einer Liste von lateinischen Wörtern, deren mundartliche Vertreter ich dort abzufragen hatte. Es galt, in einer Seminararbeit die Lautgesetze darzustellen, die sich an ihnen offenbarten. So erklangen mir damals zum ersten Male die meinem Ohre gänzlich fremden Laute, die heute das *Glossaire* hundertfältig verbreiten will. Aus der einen Stimme von Dompierre ist das brausende Orchester der ganzen französischen Schweiz geworden.

Die fehlerhafte Seminararbeit entwickelte sich zu einer Dissertation, die, der Zeit entsprechend, wenig Umfang hatte und nur als Teildruck erschien. Auch wenig Tiefe, muss ich heute klagen. Sie war zu lokal begrenzt und geschichtlich zu wenig fundiert. Aus der Ausdehnung meines Materials über Raum und Zeit erwuchs das *Glossaire*. Das Vorbild des deutschschweizerischen *Idiotikons* war dabei ausschlaggebend. Noch lebten seine Begründer Staub und Tobler. Staub versicherte, wenn er nochmals zur Welt käme, so würde er wieder ein Idiotikon anlegen. Tobler, mit gebrochener Stimme, entflammte mich für das lebendige Wort. Die weitblickenden Bundesräte Droz, Schenk und Welti, letzterer mit Morf befreundet, versprachen mir die Bundeshilfe. So wurde ein Plan entworfen und ein Probeartikel über das Wort *Kuh* verfasst, von dem im Artikel *vache* des *Glossaire* kein Satz mehr stehen wird. Plan und Probe wurden von wissenschaftlichen Autoritäten gutgeheissen. Nun fing die Suche nach einer Körperschaft an, die der Öffentlichkeit gegenüber die Verantwortung übernehmen sollte. Von dieser Odyssee will ich schweigen. Das Erziehungsdepartement

meines Heimatkantons Neuenburg wurde mein Ithaka. Schneller fand ich bei meinen Mitarbeitern Gehör. Es war klar, dass ich allein das Werk nicht bewältigen konnte. Drei Eidgenossen sind bei uns Tradition. Die Herren Jeanjaquet und Tappolet sagten mir freudig zu. Der erste hatte ein romanisches Problem mit aussergewöhnlicher Feinheit behandelt und war mir als Vollblut-Welscher eine Garantie sprachlicher Reinheit des gemeinsamen Werks; der zweite hatte mit seiner Dissertation über die romanischen Verwandtschaftsnamen der Forschung eine Bahn eröffnet, die sich als ungemein fruchtbar erweisen sollte.

Das Doppelbeispiel des *Idiotikons* und des *Glossaire* gab bündnerisch Rätien und dem Tessin den Mut, ihrerseits ihre Mundart-Schätze zu bergen. Robert von Planta und Carlo Salvioni waren die Initianten des *Dizionario rumantsch* und des *Vocabolario della Svizzera italiana*.

Die Schweiz wird dereinst, wenn die vier Wörterbücher gedruckt sind, ein nach einheitlichem Prinzip gebautes Monument der Sprachen aller unserer Stämme besitzen, um das sie andere Länder beneiden dürften. Was Bund und Kantone jährlich zur Förderung dieses Gedankens spenden, verdient öffentliche Anerkennung. Während nun das *Dizionario* seinen ersten Redaktor und das *Vocabolario* sogar sein Haupt verlor, hat ein gütiges Geschick erlaubt, dass dieselben drei Männer, die das Material des *Glossaire* sammelten, heute an seiner Ausarbeitung tätig sind.

Ein Vierter, Muret, gesellte sich zu uns, sobald das Unternehmen offiziell wurde. Ihm wurde die Erforschung der Orts-, Flur- und Personennamen anvertraut. Das Gebiet, in dem sich der krasseste Dilettantismus zu tummeln pflegt und wo nur die zähe Energie und die große wissenschaftliche Ehrlichkeit, die Muret besitzt, sich behaupten können. Es gab eine Zeit, wo die Namen *Mont Cervin*, *les Ormonts*, *Chillon*, *Montreux* so durchsichtig waren, wie heute noch *Neuhausen*, *Rheinfelden*, *Teufelsbrücke*, *Freiburg*. Das Geheimnis dieser zum Teil uralten Zeugen westschweizerischer Kultur zu enthüllen, wo es noch möglich ist, und sie unserem Wörterbuch dienstbar zu machen, ist seine Aufgabe. Vor allem mussten die vielen Tausende von Namen gesammelt und ihr Standort aufgesucht werden. Plein-air-Wissenschaft, wie sie schöner nicht gedacht werden kann.

Als ich mich von meinem Lehrer Gaston Paris verabschiedete, fragte er mich, was ich nun beginnen werde. Ich war schon damals (1891) entschlossen, mich der lebendigen Mundartforschung zuzuwenden. Er legte mir nahe, darüber die Altfranzosen nicht zu vergessen. Und er trug mir als Liebhaber der Musik auf, den Ursprung der Geige zu ergründen. Wenn ich die lebende Sprache bei weitem vorzog, so war es, neben meiner Bestimmung, die es mir offenbar vorschrieb, die Erfahrung, dass dem Leben dieser Sprache die größte Gefahr drohte. Während ich in der Hochschule, so gut ich konnte, den Altfranzosen zu ihrem Recht verhalf, schlich draußen ein verderbliches Fieber durch unsere herrlichen Mundarten und führte sie zur langsamen, aber unabwendbaren Auflösung. Die Herkunft der Geige werde ich nicht entdecken, aber ich glaube, dass bei allem meinem Schaffen eine Violine mit dabei gewesen.

Hier in der deutschen Schweiz, wo die Seele sich im Dialekte badet, hat man keine Ahnung davon, kann man es gar nicht begreifen, wie rasch in den Westgauen die Mundart zerfällt. Der Ersatz durch die Schriftsprache begann in den großen Städten. J.-J. Rousseau sprach das Patois nicht mehr. Im 19. Jahrhundert folgten die kleineren Städte und die Landschaft, wo das Zerstörungswerk heute schon vielfach beendet ist. Welche Freude hatte ich letzten Herbst, als ich in Tavannes, wo ich jede Hoffnung aufgegeben hatte, noch eine letzte, rüstige Vertreterin des alten Idioms vorfand. Und so allemal, wenn ich auf Echtheit stoße, denn viel schlimmer, als das Nicht-mehr-wissen ist das Halb-wissen von Personen, die sich als Kenner aufspielen und dabei jeder genauen Frage ausweichen. Wie groß und gewalttätig die Verheerung ist, wird mir inne, wenn ich den Stand der Mundarten zur Zeit, wo die Arbeiten des *Glossaire* begannen, um 1900, mit dem jetzigen vergleiche. Schon damals gab man mir in St-Blaise, als ich mich nach Patois-Sprechenden erkundigte, zur Antwort: il y a huit jours nous avons enterré le dernier. Im Val-de-Ruz entgegnete mir eine ältere Frau auf die Frage, ob sie Patois spreche: Pourquoi, est-ce qu'il y a des oreilles de trop ici? Was im Anfang des Jahrhunderts noch durchführbar war, vergleichende Aufnahmen in allen welschen Kantonen zu machen, wäre heute schlechterdings unmöglich.

Jenseits von Solothurn, gleich hinter dem Weißenstein, wird man groß angeschaut, wenn man nach Mundart fragt. Hierseits schreibt heute noch Josef Reinhart in der alten, heimeligen, eigenen Sprache, drüben in Moutier üben sich die Jungen in einem Französisch, das bedenklich nach den Boulevards extérieurs tönt. Viele Faktoren tragen dazu bei: Schule, Zeitung, Industrie, Militärdienst, Bevölkerungsbewegung. Aber man kann alle Gründe in einem Wort zusammenfassen: es weht ein Wind von Paris daher. Ich bin ein grosser Freund von Paris. Aber Paris hier! Oft ist mir, als ob ich diesen Wind deutlich spürte, wenn ich mich dem Jura näherte. Nur die katholischen Orte hängen an ihrer alten Sprache, aber auch dort haben die Eltern fast überall angefangen, mit den Kindern Schriftsprache zu reden.

Damit eine seltene Alpenpflanze nicht ausstirbt, oder gar der Steinbock, gründet man Naturparks. Für die sterbende Sprache, in der während bald zweitausend Jahren ein Volk seinem Herzen Luft machte, in der es litt und kämpfte, liebte und frohlockte, tut man nichts. Und doch äußert sich in keiner Lebensform wie in seiner Sprache, so greifbar, was das Volk für ein Bildner ist. Wieviel treffende Worte, wieviel Niedlichkeit und Größe, wieviel Feingefühl und Energie, wieviel Bilder und Spruchweisheit, häuft es in den Jahrhunderten seiner Existenz. Im Laufe zweier Generationen, mit einem Schlage fast, ist das alles weggefegt. Um so größer ist die Überraschung, wenn man unvermutet leibhaftige Vertreter der Mundart trifft, an Punkten, wo man alles verloren glaubte, wie das 72jährige, aber wohlerhaltene, schon genannte Fräulein von Tavannes. Sie lässt ihre Wäsche im Stich — das will etwas heißen —, sie wirft sich in den Sonntagsstaat, um mir Auskunft zu geben. Sie spricht den Dialekt nicht nur fließend, sondern erinnert sich von bestimmten Worten, in welchen Zusammenhängen sie gebraucht wurden. Ganze Situationen werden ihr wieder lebendig. Welcher Reiz für den Forscher, welche Erquickung aber auch für diese braven Alten, wenn sie ihre Erinnerungen auskramen dürfen. Die gute, alte Zeit ist kein leeres Wort. Etwas verloren in dieser neuen Epoche des Radio und der Flugtechnik kommen sich diese alten Leuten doch vor. Und da tut es ihnen wohl, von den Jahren zu erzählen, wo sie noch alles waren. Ja, man sollte sich verdoppeln,

verzehnfachen können, um den Sprachschatz, den sie ins Grab mitnehmen werden, noch aufzuzeichnen, bevor es zu spät ist.

Man tut nichts für die sterbende Sprache? Doch, man macht das *Glossaire*. Der bedrohliche Zustand der welschen Mundarten wurde zu einem starken, patriotischen Antrieb für seine Initianten. Ein Wörterbuch kann die Sprache nicht schützen vor dem Verfall, aber sie retten vor dem Vergessen. Das Werk soll nicht ein Sargdeckel werden, sondern ein Buch der Erinnerungen, ein Buch der Geschichte, denn die Geschichte ist mit tausend Fäden an die Sprache geheftet, ein Buch von der alten helvetischen Kultur. So soll es werden, wenn die Kräfte reichen.

Man hat mich oft gefragt, wie man es denn mache, um die Mundart einzufangen. Man stelle sich folgenden Fall vor: Man würde beauftragt, zu prüfen, wie viele Tannen, Buchen, Eichen es in einem bestimmten Walde gibt, wie viele Hasen, Eichhörnchen und Füchse, wie viele Auerhähne, Kuckucke und Wildtauben. Ja, wird man sagen, da müsste man vermessen und einteilen, ein Drahtgeflecht um den Wald ziehen, damit einem die Hasen nicht davonlaufen. Die Vögel freilich werden mit spottendem Tirili über den Kopf des Herrn Inspektors hinwegfliegen. Mit einem Wort, man müsste ein System erfinden, das am wenigsten ausließe. Unser System bestand in Fragebogen, 227 Questionnaires, auf die während elf Jahren Korrespondenten aus allen Gegenden mehr oder weniger gewissenhaft antworteten. Das System war nicht ganz neu. Im Jahre 1878 hatte sich in Lausanne eine *Société des patois vaudois* gebildet, deren Organ, das *Journal des patois romands*, Nr. 1, Anleitungen zum Studium der Terminologie des Dreschflegels und des Rechens brachte. Aber die Bewegung verlief im Sande, und es erschien keine zweite Nummer des Blattes. In Frankreich wurde 1893 die *Société des Parlers de France* gegründet. In ihrem ersten *Bulletin* ist ein Pflug abgebildet, mit numerierten Teilen, als Anweisung zum Sammeln der Bezeichnungen. Auch diese Bestrebung schief bald wieder ein. Aus solchen Anläufen ging unser System von Fragebogen hervor. Jeder Bogen umfasste ein scharf umrissenes Begriffsgebiet, wie *Das Gebirge, Alpinismus, der Holzhauer, der Stall, das Brot, die Handarbeiten, Tanz und Musik*. Die Aufstellung der Fragen war keine leichte Arbeit. Um richtig zu fragen,

hätten die drei Redaktoren schon das ganze Gebiet vom sachlichen und ideellen Standpunkte aus genau kennen sollen. Wir waren aber darin Novizen. Es sind uns auch viele Dinge entgangen, an die wir nicht gedacht hatten, z. B. die Bettschere, ein Gestell, das man in den Bettrand steckt, damit die Kinder im Schlafe nicht herausrollen. Dass wir keine perfekten Jasser sind, ersieht man daraus, dass wir bei unsern Fragen über das Kartenspiel das « Weisen » vergaßen. Solche Lücken wurden von einigen Korrespondenten ausgefüllt, aber wir besitzen die Ausdrücke nicht für überall. Und wie viele Lücken blieben unbeachtet! Besonders in der so schwer fassbaren Welt der Gefühle. Das sind die Vögel, die uns in dem soeben genannten Walde davonflogen. Trotzdem war die Ausbeute groß. Jährlich strömten der Sammelstelle etwa 100,000 Zettel zu.

Das System hat eine andere Grenze an der Fähigkeit der ausgesuchten Mitarbeiter. Es war gering bezahlte, also sozusagen freiwillige Arbeit. So leicht wir es den Leuten gemacht hatten, so war die Art der Untersuchung für sie doch neu, wie für uns selber. Einige Mitarbeiter entwickelten sich großartig. Richtige Talente entpuppten sich. Wir erhielten rührende Zeichen von Anhänglichkeit an unser Werk, besonders im Waadtland. Was schwindet, wird kostbar. Die letzten Reste ihrer Sprache aufzuschreiben, war vielen eine Wonne. In Freiburg und im Wallis, wo die Mundart noch etwas Alltägliches war, hatten wir größere Mühe, Verständnis zu wecken. Aber auch dort mit rühmlichen Ausnahmen. Gerade dort gibt es Korrespondenten, die uns heute noch Material zuschicken, ohne darum angegangen zu werden. Andere freilich nahmen die Sache auf die leichte Schulter und sandten uns lakonische, schlecht transkribierte Antworten, die uns heute beim Redigieren viel Kopfzerbrechen machen. Letzthin ertappte ich einen Mitarbeiter darauf, dass er *ingénu* und *ingénieur* verwechselt hatte. Oder man gab uns ein Wort an für das Zusammenspannen zweier Tiere vor dem Pflug, sagte aber nicht, dass diese Tiere zwei Besitzern gehören, dass also nach patriarchalischer Sitte zwei Bauern zusammen das Feld bestellen, was volkswirtschaftlich vom größten Interesse ist. Wie soll aber auch der Korrespondent ahnen, dass uns Städtern dieser Brauch fremd ist? Es ist natürlich Gefahr vorhanden,

dass wir durch solche ungenauen Angaben zu Irrtümern verleitet und diese durch das *Glossaire* verewigt werden. Ein Forscher, der sich alle Mühe gibt, mit größter Schärfe zu arbeiten, wird eine gewisse Unruhe nicht leicht überwinden.

Nun beruht aber das *Glossaire* nicht allein auf der genannten Abhörmethode, obwohl diese uns etwa zwei Drittel unserer anderthalb Million Wörterzettel geliefert hat und also gewiss, trotz ihrer Mängel, sich als sehr brauchbar erwies. Es haben denn auch spätere Unternehmen ähnlicher Art das Abfragesystem, das wir meines Wissens als die ersten mit solcher Konsequenz und Zähigkeit durchgeführt haben, zu ihrem Grundprinzip erhoben. Ich nenne vor allem die Schwesterunternehmen Graubündens und des Tessins, dann aber auch das rheinische, das bayrisch-österreichische Dialektwörterbuch, das tridentinische, das katalanische, das argentinische Glossar. Ja, unsere Fragebogen sind in Kanada verwertet worden, und ein Missionar hat sie nach Südafrika mitgenommen, um eine Bantusprache zu studieren. Die später Gekommenen haben viel ausführlichere Fragenschemata aufgestellt, sie haben das System nach verschiedenen Seiten vervollkommenet. Was mich an unseren Questionnaires am meisten freut, ist, dass durch ihre Hilfe die Bevölkerung der französischen Schweiz selber zur Mitarbeit herangezogen und erzogen wurde. Zum wesentlichen Teile wird die französische Schweiz sich das Inventar ihrer sterbenden Sprache selber geschenkt haben.

Das gleichzeitige Eintreffen der Antworten aus allen Gauen der Westschweiz hat auch das vergleichende Studium derselben möglich gemacht. Daraus sind unsere *Résumés* entstanden, große Hefte, in denen alle Wörter, die einem bestimmten Begriff entsprechen, verzeichnet sind, und die uns bei der Redaktion unschätzbare Dienste leisten. Da stoße ich z.B. auf das Wort *asoupa*, frz. *achopper*, und wundere mich, dass gar keine Zettel für den Berner Jura vorhanden sind. Dort muss also ein anderes Wort im Gebrauch sein, aber welches? Das *Résumé* 111, 3 hilft mir auf die Spur und zeigt mir, dass dort vorwiegend *trébucher* für « stolpern » verwendet wird. Wenn ferner einige Punkte statt *s'achopper s'enchopper* sagen — ich französisiere —, so verrät mir dasselbe *Résumé*, dass neben *achopper* fast überall *encoubler*

vorkommt und damit den wahrscheinlichsten Grund dieser Wortentartung. Von unseren *Résumés* wissen auch die Studenten, die für ihre Dissertationen in den Kammern des *Glossaire* suchten, etwas zu erzählen.

Die Fragebogen geben uns ferner die Gewähr dafür, dass alle Lebensgebiete abgefragt wurden. Die Lücken und Unsicherheiten, die trotzdem geblieben sind, können nun durch eine vierfache Ergänzung ausgefüllt oder berichtigt werden: durch persönliche Erhebungen der Redaktoren und ihrer Hilfskräfte an wichtigen Punkten, besonders da, wo es uns nicht gelungen war, Korrespondenten zu finden, durch Exzerpierung gedruckter und ungedruckter Texte, durch die Verwertung der Provinzialismen-Wörterbücher, durch regionale, unabhängig vom *Glossaire* entstandene Sammlungen. Diese vier Quellen, die mehr oder minder reich fließen, haben immerhin etwa ein Drittel unserer Schätze eingebracht, also rund eine halbe Million Zettel. Sie liefern Wörter, die uns sonst entgangen wären, sind aber vor allem eine wertvolle Kontrolle dessen, was durch die Korrespondenten gewonnen wurde.

Oh, die schönen Aufenthalte im Arbeitsgebiet, die uns nicht allein ganze Wörterbücher, sondern den tiefen Blick in die ländlichen Sitten, die Nähe der Dinge, die im *Glossaire* zu beschreiben sind, den Verkehr mit unseren wetterharten, einem kargen Boden köstliche Frucht abringenden Bauern, die Versenkung in längst entschwunden geglaubte Lebensbedingungen, Luft, Licht und Frische gebracht haben! Das tägliche Wandern vom Stammquartier ins Gebirge, zu seinem Sujet, das im braun getäferten Zimmer wartet und geduldig stundenlang antwortet, mit dem man sich wahrhaft anfreundet und bei dem man sich freut, das nächste Jahr wieder anzuklopfen, das sind unvergessliche Erinnerungen. Obenan möchte ich das rauhe, ursprüngliche Wallis stellen; das ist ein Land für sich. Dort wickelt sich das Leben vielfach wie vor zweitausend Jahren ab. Die Menschen wohnen noch in Häusern, wie *turres, alternis trabibus transversis ut pyra* (wie ein Scheiterhaufen), wie sie der römische Architekt Vitruv beschreibt. Die Bäume tragen noch ihre keltischen Namen. Alter Aberglaube treibt sein Unwesen. Im Mondschein glaubt man die Gletscher winken zu sehen. Elementare Gewalten

sperrten über Nacht den Weg. Feierlich strömt die Menge in bunter Tracht aus der Messe, ernst wie die ersten Christen. Man weiss, wie das Lötschental Mode wurde in letzter Zeit. Das geschah nur, weil es das erste Hochtal ist, das sich der Lötschbergbahn erschließt. Aber derselbe Zauber umfängt uns überall.

Dazu kommen die Entdeckerfreuden des Philologen, der auf die dunkelsten und ältesten Wörter stößt, oft die einzigen Zeugen unserer Vorgeschichte, auf verschollenen lateinischen Sprachschatz, auf Wendungen von seltener Schärfe und Plastik. Als ich im Val-de-Ruz arbeitete, geschah es oft, dass ich abends im Gasthof der Tafelrunde Auskunft über meine Funde geben musste. *Vous avez l'air content, vous avez fait une trouvaille*, sagte mir der originelle Ingenieur Zélim Huguenin. Und die Anwesenden steuerten oft manches bei. Man kann sich denken, welchen Stolz ich fühlte, als ich im Freiburgischen echte Fortsetzer des lateinischen *debilis* oder *domesticus*, oder gar als Steigerung des Wortes *Paradies* das *paradouze* entdeckte. « *Il se croit d'aller en paradouze* », heißt es von einem, der sich für das Paradies zu gut bedünkt, wobei *Paradies* als *para-dix* gedeutet wird. *Deux degrés de plus*, erklärte mir mein Gewährsmann.

Dass bei diesen Aufenthalten fotografiert und gezeichnet wird, um die lebendige Anschauung wachzuhalten, versteht sich von selbst. Zu meinen schönsten Fahrten ins Welschland rechne ich die, wo ich von meiner verstorbenen Schwester oder von meinem Sohne Pierre begleitet war. Was ich über Tag an Eigentümlichem aufgeschrieben, zeichneten sie am nächsten. So wurde Hand in Hand gearbeitet. Die Betonung der Anschauung, des Gegenständlichen verdanken wir der Sachen- und Wörterbewegung, die gerade für uns zur rechten Zeit einsetzte. Um 1900 erschienen die ersten Bilder in philologischen Werken. Aber damals besaß das *Glossaire* schon seinen Photographen-Apparat. Wie hätte man auch die Walliser Frauen, ihre Kindlein in zierlichen, schmalen Wiegen auf dem Kopfe schaukelnd, zur Feldarbeit gehen sehen, ohne dass einem der Gedanke gekommen wäre, diese rührende Szene ländlicher Mutterpflicht im Bilde festzuhalten. Nicht allein die Mundart geht dahin, eine ganze Kultur verschwindet, und soll mit Feder und Stift aufgezeichnet werden. Auch ist die Welt durch die Verbreitung des Kodak und Kino

ungeheuer bildfreudig geworden. In zwanzig Jahren wird der Dialektologe wohl mit dem Pathé-Baby reisen. Wenn er auf einer großen Alp das Melken von hundert Kühen erblickt, wird er dieses homerische Gemälde filmen.

Als ich meine Pilgerfahrt zum südfranzösischen Dichter Mistral machte, war ich erstaunt, zu vernehmen, dass seine zwei dicken Bände *Trésor du Félibrige* gar nicht auf mündlichen Quellen beruhten, außer natürlich der Sprache des Dichters selber, sondern dass er sich seit Jahren alles, was in den südfranzösischen Mundarten erschien, zusammenkaufte und auszog. Auf dieses Ausziehverfahren literarischer oder privater Dokumente gehen die meisten Wörterbücher zurück, die wir täglich in der Hand haben: Georges, Littré, Sachs-Villatte, Muret-Sanders. Vollständige Sammlungen der Wendungen der gesprochenen Sprache sind ein Postulat der Zukunft. Dass diese Methode des Exzerptes für das *Glossaire* nicht ausreichen würde, war uns sofort klar. Unser prächtigster Kanton, das Wallis, ist sozusagen literaturlos. In den anderen geht das mundartliche Schrifttum wenig weit zurück und fließt spärlich. Die Bündner hingegen haben eine so reiche Literatur, dass sie nicht wissen, wie sie sie in kurzer Zeit verzetteln sollen. Die Belege des schweizerdeutschen *Idiotikons* waren früher zu größerem Teile literarisch. Im *Glossaire* werden sich die Texte und das lebendige Wort ungefähr die Wage halten, aber eher, wie ich glaube, zugunsten des letzteren. Auch eine wenig umfangreiche Literatur darf nicht vernachlässigt werden. Sie bringt eine eigene Note in unser Material. Die harmlosesten Verfasser gehen auf das Poetische, Geistreiche, Überraschende, Charakteristische, Fertig-Geprägte, Sprichwörtliche in der Sprache aus und durch den Zusammenhang der Erzählung und des Dialoges ergibt sich ein großer Vorrat an Phraseologie. Durch das Exzerpieren der Archive gelingt es uns, den modernen Wortschatz bis ins dreizehnte Jahrhundert zurückzuverfolgen. Leider haben wir in diesem Punkte zu wenig Unterstützung gehabt, aber es soll besser werden.

Die französische Schweiz hat, besonders im neunzehnten Jahrhundert, ein ganzes Heer von Sprachlehrern und Gouvernanten ins Ausland versandt. Man braucht nur bei gebildeten Russen anzufragen. Sie kennen diese Sorte. Die Grammatik sitzt den

Schweizern im Blute. Und damit auch der Purismus. So sind die prachtvollen, reichen Sammlungen von Provinzialismen von Gaudy-Lefort, Humbert, Develey, Callet usw. entstanden, schließlich das große *Dictionnaire du Parler neuchâtelois et suisse romand* von Pierrehumbert, das nächstens abgeschlossen vorliegen wird. Dieses erstaunliche Werk will nicht mehr wie die vor hundert Jahren erschienenen Glossare Reinheitsbestrebungen dienen, sondern ist mehr sprachhistorisch orientiert. Die Gebildeten sagen heute nicht mehr *une rebuse* für einen Frost-Rückfall im Frühling, oder *recafer* für polterndes Lachen. Diese Wörter, die wie die meisten Provinzialismen aus der Mundart stammen, brauchen kaum mehr bekämpft zu werden, sondern sie werden jetzt mit gerührtem, retrospektivem Blick als etwas Heimatliches, mit Pietät zu Betrachtendes gewürdigt. Alle diese Werke, wie auch die gemütvollen, mit Vaudoisismen gespickten Erzählungen eines Ceresole oder Vallotton, oder die geistvollen Sprachgeplänkel eines Philippe Godet, haben das *Glossaire* auf Fährten geführt, die leicht unbemerkt bleiben konnten. Sie haben uns auch typische Beispiele geliefert, da wir das Schweizer Französisch als gleichberechtigt neben dem Patois anführen, immerhin erst in zweiter Linie, als Reflexerscheinungen.

Endlich haben eifrige Sammlernaturen dem *Glossaire* vorgearbeitet, meistens Geistliche. So im Kanton Waadt der Dekan Henchoz von Rossinière, im Anfang des 19. Jahrhunderts, seine Nachahmer, der bekannte Doyen Bridel, und Louis Dumur, Pfarrer in Etivaz und Savigny. Werke von Männern, die selber Patois sprachen, sich aber nicht damit begnügten, ihren Dialekt in Form eines Wörterbuches darzustellen, sondern beim Studium der Seele ihrer Schäfchen auch von ihrer sprachlichen Äußerung aufschrieben, was ihnen neu und bemerkenswert erschien. Es sind lauter Lebensarbeiten. Von den genannten wurde nur das von Bridel nachträglich veröffentlicht. Die andern werden endlich im *Glossaire* zu Ehren kommen. So wird die große Mühe nicht verloren sein. Oder es sind Werke, wie das *Glossaire du patois de Blonay*, einer Landesfremden, die ins Waadtland hineingeheiratet hatte, der Mme Odin, die ihr durch den Tod beider Söhne einsam gewordenes Leben mit der täglichen Beobachtung der um sie wogenden Mundart ausfüllte. Es wären

aus demselben Kanton, der das meiste derartige hervorbrachte, noch andere gediegene, lokale Sammlungen zu nennen. Sie tragen einen persönlichen Stempel, dem bei der Verwertung Rechnung zu tragen ist. Es ist auch hier nicht alles Gold, was glänzt. Aus der Vergleichung mit den andern Quellen ergibt sich die Grenze der Zuverlässigkeit solchen Materials.

Alle genannten Wasser und Wässerlein sind in das grosse Reservoir geflossen, das *Glossaire* heißt. Es hat sich dabei etwas Schlamm angesammelt, der gelegentlich zur Säuberung auffordert. Aber die schwierigste Periode des Unternehmens liegt hinter uns, diejenige, die eine Unmenge von Willenskräften, eine Masse von Lust und Liebe in Bewegung zu setzen hatte. Was jetzt kommt, die Herausgabe, braucht nur ein paar geübte Philologen, deren erste Sorge, wie mir scheint, sein soll, die Schönheit, Reichhaltigkeit und Originalität dieses Materials ins rechte Licht zu setzen und das Werk nicht durch persönliche Hypothesen und Konjekturen zu entstellen. Die Schulung soll dabei nur methodisch wirken und völlige Unterwerfung unter den Stoff oberstes Prinzip bleiben. Der Mit- und Nachwelt soll möglichst wirklicher, genauer, vollständiger Stoff überliefert werden. Das ist das Reelle, Bleibende. Zugleich das Eigene, Schweizerische. Die subjektive, erklärende, etymologisierende Auslegung ist das Vergängliche und soll zurücktreten.

Dafür nur wenige Beispiele: Wenn im Wörterbuch von Bridel *olifant* angegeben wird für ein kleines Jagdhorn, so werden wir uns nicht den Kopf zerbrechen, um zu erklären, wie der Name des Hornes Rolands in den Kanton Waadt gekommen. Oder wenn verschiedene Zettel des *Glossaire pipelet* für « *concierge* » verzeichnen, so braucht es keine lange Erörterung, um nachzuweisen, dass es der in Paris und allenthalben populär gewordene Name eines Pfortners aus dem Roman *Les Mystères de Paris* von Eugène Sue ist. Zum schönen Wort *Mayen* gibt es eine kleine Familie: *mayintse*, *mayintsèta*, usw. Das erste bedeutet die Frühlingsweide, die mit dem Vieh im Mai und Juni bezogen wird, auf 1000 bis 1800 Meter, in der Waldzone. Auch die rohen und wenig komfortablen Häuser, die dort bewohnt werden, heißen *mayens*. Das Wort kommt im Wallis und den anstoßenden Waadtländer Alpen als Sachwort und als Flurname

vor. Die bekanntesten sind die *Mayens de Sion* und die *Tour de Mayen*, ein Felskopf über Leysin. Da einige Leute aus Sitten ihre Ferien in solchen *Mayens* verbringen, ist das sonst famose Wörterbuch von Sachs-Villatte zu der folgenden sonderbaren Definition gekommen: *mayen*, « Landhaus wohlhabender Familien im Wallis ». Dass das Wort vom wonnevollen Monat Mai abstammt, ist allein schon durch die deutsche Entsprechung *Maiensäss* erwiesen, dann durch das oberitalienische und südfranzösische Adjektiv *maggengh*, *majenc*, das « zum Mai gehörig » bedeutet. Das Suffix *incus* soll ligurisch sein.

Die Wörter *mayintse*, *mayintsèta* werden verwendet im Sinne von Maiensäß, dann für die Meise und ähnliche Vögel, für die Mädchen, die, in helle Farben gekleidet und mit Blumen geschmückt, von Haus zu Haus gingen, um den Mai einzusingen, und von den Frauen Eier, Früchte, Kuchen, kleine Münzen in ihr Körbchen erhielten, ferner als Rufname von Kühen, für den Löwenzahn und die Primel, für eine bestimmte Sorte von Käse, endlich für junge Tännchen oder entrindete Stellen von Bäumen. Welch prachtvolle Gelegenheit, seinen philologische Scharfsinn leuchten zu lassen und zu dissertieren über die ursprüngliche Wortart, die Beziehungen der verschiedenen Bedeutungen zum Mai oder unter einander oder gar über die Besiedelung des Landes durch die Ligurer und unsere Prähistorie! Man nehme es mir nicht übel, wenn ich in diesen Wörtern zu allererst Frühlingstlust, Meisengezwitscher und die rosafarbige Maikönigin erblicke, den hübschen, in Vergessenheit geratenden Brauch des Mai-Einsingens, die Lieder, die dabei erschallen: *Mai, mai, mi dè mai, lè mayintsè van per lé!* Alles übrige werde nur angedeutet und in den Einzelheiten dem Spezialforscher überlassen, der wir ja gelegentlich selber sein können und auch schon waren.¹⁾

Letzten Herbst ist nun endlich, nach 25jähriger Vorbereitung, das erste Heft des *Glossaire* erschienen. Es bringt eine außerordentlich warme Vorrede von Prof. Piaget, der als Präsident der philologischen Kommission des *Glossaire* zeichnet; knappe, einleitende Bemerkungen der Redaktion über die Einrichtung

¹⁾ Siehe E. Muret, *Bulletin du Glossaire* VII, 27; L. Gauchat, ib. VI, 20.

des Wörterbuches; endlich die ersten 140 Artikel, die vom Buchstaben *a* bis *abord* reichen.

Die Einrichtung eines so komplizierten Werkes bereitete seit Jahren der Redaktion große Sorgen. Ein Wörterbuch von solcher Ausführlichkeit besteht im Gebiete der romanischen Mundarten noch nicht. Wir konnten also keinem Vorbild folgen. Der gewaltige Stoff verlangte klare und übersichtliche Gliederung. Man sollte das, was man im *Glossaire* sucht, leicht finden. Andererseits mussten die neuesten Forderungen der Wissenschaft berücksichtigt werden. Dazu gehört vor allem das geographische Moment der genauen Angabe der Ausbreitung der Wörter, das in der modernen Wortgeschichte eine außerordentliche Rolle spielt. Neuerdings wird auch das Prinzip der Vitalität der Wörter betont. Ebenso wichtig ist die in den Vordergrund des Interesses getretene Verbindung von Wort und Sache.

Um allen diesen Forderungen gerecht zu werden, zerfällt ein Normal-Artikel in drei Teile. Das kleine Triptychon umfasst die lautlichen Varianten, den Hauptteil mit den Beispielen, nach den verschiedenen Bedeutungen geordnet, zuletzt historisch-etymologische, gegebenenfalls enzyklopädische Betrachtungen. Letztere in kleinem Satz, um das Subjektive vom Faktischen, das in großem Satz erscheint, zu scheiden. Wer das schweizerdeutsche *Idiotikon* aufschlägt, wird schon dort dieselben Grundsätze finden, die überhaupt im Wörterbuche wohlfundierte Überlieferungen sind. Im einzelnen jedoch wird man viele Unterschiede entdecken. Um die Auffindbarkeit zu steigern, entschlossen wir uns, alle Wörter, die ihr Äquivalent im Schriftfranzösischen haben, das heisst ein nach Form und Inhalt entsprechendes Wort, unter französischem Stichwort zu bringen. Man kann also *tshivra*, *tchyora*, *tyèbra*, *tchievr* und wie die Formen alle heissen, unter *chèvre* oder *joe*, *uè* usw. unter *oeil* oder *si*, *fi*, *hi*, *syèr*, *sie* unter *ciel* aufschlagen. Das muss für diejenigen, die unsere Mundarten nicht genauer kennen — und das ist das Hauptkontingent der Benützer — eine große Erleichterung bedeuten. Für die Patois-Wörter, die im Französischen keine Entsprechung haben, blieb uns nichts übrig, als eine möglichst einfache, zentrale Form als Ausgangspunkt zu wählen. Die Verbreitung der Wörter und Bedeutungen ist mit großer

Genauigkeit angegeben. Hie und da helfen wir mit kleinen Kärtchen nach. Der Forderung, dass unser Werk nicht allein über die Benennungen, sondern auch über die Dinge Aufschluss gebe, kommen wir sehr gerne nach, denn uns schwebt geradezu ein Gesamtbild der westschweizerischen Kultur vor, soweit sie sich an Wörter anknüpfen lässt. Auch darin ist uns das *Idiotikon* der deutschen Schweiz ein leuchtendes Vorbild. Aber wir stellen die Kultur, die Volkskunde, nicht nur durch Beispielserien dar, sondern wir widmen der Enzyklopädie eigene Abschnitte und verdeutlichen die Dinge durch eingestreute Bilder. Sie werden im Buchstaben A, der vorzugsweise Verba umfasst, nicht gar zahlreich sein. Die Titelvignette auf dem roten Röckchen, das wir der ersten Lieferung angetan, soll in Form eines Speichers, zu dem wir mühsam Garbe um Garbe hinauftrugen, unser fertig gesammeltes Material versinnbildlichen. Das Original steht bei Hérémece im Eringertal.

Welch hohes Ziel wir uns gestellt, und welche Arbeit wir uns aufgebürdet haben, wird denen, die in diesem ersten Faszikel blättern, schnell genug bewusst. Der Artikel *abbaye*, wo von den Zünften, den Schützengesellschaften dieses Namens und von dem Dorffeste der Kirchweih, das im Kanton Waadt so benannt ist, gesprochen wird, kostete mich acht Wochen saurer Mühe. Ein anderer langer Artikel *abèrdzi, héberger* ist dem Kiltgang gewidmet. Auf Schritt und Tritt fließt das Leben in unsere Artikel hinein. Schon in der Auswahl der Beispielsätze soll sich die beständige Sorge verraten, das Wort in seine natürliche Umwelt zu versetzen.

Man hat gehört, dass das erste Heft nur von *a* bis *abord* geht. Es sollen im Jahr vorderhand zwei Hefte erscheinen. Das zeigt, wie langsam der Schritt der Redaktion sein wird. Doch hatten wir keine andere Wahl, wenn wir aus dem überreichen Material auch nur das Beste veröffentlichen und unserm weit gesteckten Programm treu bleiben wollten. Es hätte uns weh getan, die Pracht und Mannigfaltigkeit der von Pruntrut bis Siders so verschiedenartigen Formen unserer Wörter, ihre feinen Bedeutungsabstufungen nur verstümmelt wiederzugeben. Das Leben der welschen Kantone, das wir in uns aufgenommen haben, ist uns ja viel zu lieb, um es zur Hälfte zu opfern. Es lag uns

ferne, nur interessantes Material in die etymologische Spekulation hineinwerfen zu wollen. Alles Brauchbare oder nichts. Auch darin war uns das *Idiotikon* das Muster.

Dieser Entschluss konnte nicht ohne Entsagung, oder sagen wir lieber Optimismus gefasst werden. Soll man in einem Alter, wo man mönchische Anwandlungen erlebt, ein Wörterbuch von solchem Umfang beginnen? Un octogénaire plantait, sagt La Fontaine, Passe encor de bâtir, mais planter à cet âge! Der Alte antwortete: Mes arrière-neveux me devront cet ombrage. Ein kürzeres Werk würde dem Verleger weniger Kummer bereiten. Die Bibliotheken sind ja langlebig und geduldig, die Privaten aber verpflichten sich weniger leicht auf weithin. Und doch hat der Verleger, der auch nicht mehr jung ist, die Aufgabe mit patriotischem Idealismus übernommen. Die gegenwärtige Redaktion blickt dankbar rückwärts und vertraut hoffnungsvoll auf die Männer, die ihr folgen und ihre Arbeit fortsetzen werden.

Es ist ein eigenes Gefühl, mit dem man das Werk seines Lebens endlich greifbare Gestalt annehmen sieht! Es ist nicht wie bei einem Haus, wo das Kellerloch keine Vorstellung des Giebels vermittelt. Wir bauen wie der Barcelonese Gaudí, der seine orientalisches üppige Kirche *La sagrada familia* gleich in einem Eckturm in die Höhe führte: wie das erste Heft sollen alle künftigen ausschauen. Ist es nun das, was wir uns geträumt haben? Darf der Gedanke laut werden: Ach, es ist nur ein Wörterbuch! Die Anordnung eines Wörterbuches, wo *golden* neben *Golem*, *Kirche* neben *Kirmes*, *Lebensgefährtin* neben *lebensgefährlich* steht, ist eigentlich sinnlos. Das große Gesamtbild der helvetischen Kultur, das wir geben wollten, zerfällt in Tausende von Splintern, wie eine Glaskugel, die man fallen lässt. Wir haben freilich andere Arten der Publikation erwogen, nach Lebensgebieten, etwa wie Friedli seine kostbaren Monographien des Berndeutschen einteilt: Grindelwalds Himmel, Chruud und Gjätt, am Sonntag; aber unser Gebiet ist viel zu groß für eine solche Anlage, es würde zu ewigen Wiederholungen führen, es wäre Gefahr vorhanden, dass eine Serie von Monographien nicht fortgesetzt würde. So sind wir zur alten Form des Wörterbuchs zurückgekehrt und verfassen jeden Artikel

für sich, als Einzelfacette des Ganzen, und legen alle Sorgfalt und Liebe hinein, deren wir fähig sind. Wochenlang liegt das Material auf dem Schreibtisch vor uns, wir liebäugeln damit, drehen und wenden es nach allen Seiten, bevor wir es in Angriff nehmen. Dann zirkuliert der erste Wurf bei allen drei andern Mitgliedern der Redaktion, jedes schaut ihn mit seinen besonderen Augen und legt die Feile an, wo es nötig erscheint. Das soll keine Gleichmacherei bedeuten, unser Ideal ist nicht ein unpersönliches, rein objektives Werk, wo jeder Artikel dem andern gleichsieht. Daher trägt auch jeder Artikel die Signatur des verantwortlichen Verfassers.

Das Zusammenfügen müssen wir also dem Benützer überlassen. Ein Wörterbuch ist wie ein Ratgeber, der sich zu Einzelfällen äußert. Und ist das Leben schließlich nicht auch so, dass wir den Augenblick genießen, und das Allgemeine nur die Tonart des Genusses liefert? Wenn wir an einem schönen Strauße riechen, so duftet für uns nur die einzelne Blume. Wenn wir in einem lyrischen Bändchen schwelgen, so rührt uns nur die Strophe, die wir lesen. Wenn wir in tiefe Augen blicken, was kümmern uns dann der Mund und die Hände, die dazu gehören?

LOUIS GAUCHAT